

## Berichte, Studien und Kritiken

für

jüdische Geschichte und Literatur.

Herausgegeben

von

Dr. Julius Fürst.

Das Abonnement für ein Jahr ist 5 Thlr. Man abonniert bei allen löbl. Postämtern und allen solid. Buchhandlungen auf ein Jahr.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich das Literaturblatt mitgerechnet, zwei Bogen, und zwar an jedem Dienstag regelmäßig.

No. 17.

Leipzig, den 25. April

1843.

Großbritannien. London. Schreiben des Sir Moses Montefiore an den Red. — Deutschland. Strelitz. Prüfung in der israel. öffentl. Freischule. Leipzig. Ungegründeter Vorwurf d. Sächs. Vaterlandsbl. Leipzig. Der Tom Tob Scheni in Brilon. Köln. Statistisches. Posen. Intoleranz der Schles. Zeit. Berlin. Grundsteinlegung zum Gebäude einer Altersversorgungsanstalt. Ausschließung jüd. Aerzte von der Praxis am jüd. Krankenhause. Lubeck. Einweihung der Synagoge. Dr. Fränkel. Aus Westfranken. Kollekte für die Verunglückten zu Smyrna. — Oesterreich. Prag. Die Erb- und Heiratsfrage. — Bibliographie von Sider. — Personalchronik und Miscellen. — W. des Dr. nebst einer Beilage.

## Großbritannien.

London,

Großvenor Gate Park Lane, 11. April 1843.

Hochgeehrtester Herr Doctor!

Der Direktor der Synagoge מוסד תורה in Jerusalem, Herr Abraham Schelomo Saloman hat mir, vor einigen Tagen, die Rechnung der in Deutschland, England und Frankreich zum Aufbaue der Ruine, genannt הריסה החדשה, gesammelten Gelder zugeschickt, und es gereicht mir zur wahren Freude, Ihnen solch ein interessantes Dokument mittheilen zu können\*).

Da die meisten der Leser Ihres vielgeschätzten Blattes bedeutende Summen nach Jerusalem geschickt haben, so zweifle ich nicht, daß sie diese Rechnungen mit Vergnügen examiniren werden.

Ich bitte Sie daher, eine wörtliche Abschrift derselben in Ihre Zeitschrift aufnehmen zu wollen und empfangen Sie Hochgeehrtester Herr Doctor die besten Wünsche Ihres

Mit vorzüglicher Hochachtung sich zeichnenden  
Moses Montefiore.

Er. Wohlgeboren

d. Herrn Dr. J. Fürst

an der Universität zu Leipzig.

\*) Ich gebe diese Rechnungen im Originale in der Beilage. Red.

## Deutschland.

Strelitz, 12. April. Gestern und vorgestern

fand hier die Prüfung der Schüler der israelitischen öffentlichen und Freischule in Gegenwart des Schulraths Herrn Dr. Eggert, mehrerer anderer Lehrer am Gymnasium zu Neu-Strelitz, so wie einer bedeutenden Anzahl sonstiger Zuhörer statt, und ist dieselbe, wie die zwischen den Prüfungsgegenständen stattgehabte Declamation, zur Zufriedenheit aller Anwesenden ausgefallen. Es erfreut sich unsere Schule überhaupt jetzt wieder einer Blüthe, ähnlich derjenigen zur Zeit ihrer Gründung; es wirken an derselben drei junge Lehrer, die, bei der unter ihnen herrschenden kollegialischen Freundschaft und Eintracht, mit rastlosem Eifer und unermüdblicher Thätigkeit sich bestreben, das Gedeihen der Schule zu fördern und ihr den Ruf wieder zu verschaffen, den sie unter der Leitung des wackern Herrn Lehfeld mit Recht verdiente und behauptete. In der vortrefflichen Rede, die unser Oberlehrer, Herr Dr. Sanders, am Schlusse des Examens gehalten hat, hat derselbe deutlich darge-  
than, wie unsere Anstalt nicht allein einer gewöhnlichen Elementar- und Volksschule, sondern auch einem Progymnasio entsprechen müsse, da die bürgerliche Beschränkung, welcher wir hier noch immer unterliegen, den sie verlassenden Böglingen nur die Wahl zwischen dem Berufe des Kaufmannes und dem des Gelehrten lasse, und zugleich gezeigt, wie trotz der geringen Mittel, die jetzt unserer Schule im Verhältnisse zu früheren Zeiten zu

Gebote stehen, guter Wille vereint mit einigem Aufwande von Kraft und Anstrengung von Seiten der Lehrer manche Lücken ausfüllen, manche Mängel ersetzen könne. Deshalb seien die Lehrgegenstände vermehrt worden und würden jetzt auch solche Wissenschaften betrieben, die, theils in den Kreis einer allgemeinen Bildung gehörend, theils als Vorbereitung für ein Gymnasium unerlässlich, früher entweder gar nicht oder nur privatim gelehrt wurden. Der Unterricht im Hebräischen wird auch nicht mehr, wie in den letzten Jahren, als eine bloße Anweisung zum Verständniß der jüdischen Liturgik betrachtet, nicht nur den Fähigeren wird eine Anleitung zur Erlernung dieser Sprache zu Theil, sondern alle Schüler werden theoretisch und praktisch auf gleiche Weise von unserem, namentlich im Hebräischen, so tüchtigen Religionslehrer, Herrn Wiener, unterrichtet. Unsere Schule hat ja nicht allein darnach zu trachten, daß sie ihre Zöglinge zu sittlich guten Menschen und zu brauchbaren und nützlichen Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft heranbilde, nicht allein darnach zu trachten, daß sie den Verstand derselben entwickle, ihr Herz veredle und ihr Gemüth durch Sittlichkeit läutere, sondern sie hat auch die Aufgabe, aus ihren Schülern Israeliten hervorgehen zu lassen, von dem von ihren Vätern geerbten Glauben begeistert und von der Wahrhaftigkeit und Heiligkeit desselben tief durchdrungen. Wie wäre dies aber möglich, ohne einen gründlichen Unterricht im Hebräischen? Daß es aber wohl eigentlich in dem Streben unseres Religionslehrers liegt, in den jungen Gemüthern Geist und Sinn für das Religiöse und Erhabene zu wecken, hat derselbe in der schönen Rede, die er den 21. Jan. d. J. bei Gelegenheit einer hier stattgehabten Konfirmation, gehalten und durch welche er alle Zuhörer tief ergriffen und erbaut hat, hinlänglich an den Tag gelegt. Nur der Unterricht im Talmud wird von Herrn Wiener in einer sogenannten Selektta einzelnen Schülern, deren Eltern denselben wünschen, ertheilt und auf diese Weise wird auch den Wünschen unseres würdigen Herrn Landrabbiners, zu dessen Verdiensten um die Gründung unserer Schule noch dasjenige hinzukommt, verschiedene Legate zu erwähnendem Zwecke verschafft zu haben, genügt. Eine rühmliche Erwähnung verdienen auch die Leistungen unseres Schreib- und Rechnenlehrers, Herrn Weg. So dürfen wir von den Bemühungen und Anstrengungen unserer jetzigen Lehrer den besten Erfolg erwarten und der Hoffnung vertrauen, daß der fortgesetzte Eifer und der unermüdbare Fleiß derselben für unsere Jugend die erspriesslichsten Folgen haben werde. Möchten aber auch die sämtlichen Mitglieder unserer Gemeinde die Ueberzeugung gewinnen und auch ihre Kräfte aufbieten, um dem redlichen Streben der Lehrer so sehr als möglich zu Hülfe zu kommen; möchten sie einsehen lernen, daß das Wohl und das künftige Fortkommen unserer Kinder ein-

zig und allein von den Kenntnissen abhängt, die sie sich in der Schule erwerben, zumal da unsere heranwachsende Jugend sich später nicht mehr dazu verstehen kann, jenes eine Gewerbe zu hegen und zu pflegen, das, von einer früheren Barbarei uns eingeräumt, in letzter Zeit oft noch mannigfache Beschränkungen erfahren hat! Vielleicht wird unsere künftige Generation durch ihre geistige Bildung und ihre höhere Intelligenz, die sie sich in der Schule erworben hat, fähig gehalten, den übrigen Mitgliedern des Staates als gleich berechnigte, und verpflichtete zugesellt zu werden; vielleicht gelingt es unsern Kindern endlich, die harten Schranken unserer bürgerlichen Verhältnisse aufgehoben zu sehen und von jener mittelalterlichen Bedrückung befreit zu werden, in Folge deren es uns in unseren Landen noch nicht gestattet ist, ein Handwerk zu treiben und uns durch dasselbe mühsam und redlich zu nähren, weil bei uns die Erlaubniß, ehrlich und redlich arbeiten zu dürfen, noch immer von dem Glaubensbekenntnisse abhängt.

**Leipzig, 14. April.** Die Sächs. Vaterlandsblätter enthalten in ihrer letzten Märznummer einen Aufsatz über (gegen) die Juden, in welchem wieder von ihrer Nationalität die Rede ist. Der Verfasser, der halb Dahlmanns, halb Bauers Ansichten kopirt, möge doch eine genügende Erklärung über die Theilnahme geben, welche die Juden allem Großartig-Gemeinnützigen, sowie allen Calamitäten unter Nichtjuden (z. B. auf Guadeloupe) schenken? Wie reimt sich diese Erscheinung mit dem Phantom einer Nationalität, mit dem Hirngespinnst einer Judenkette?

**Leipzig, 17. April.** Der Som Tob Scheni in Brilon. Kennst Du, lieber Leser, die Metropole Brilon, wo, nach Cannabich, Blechwaaren und Nägel fabricirt werden und nach der Beilage zur A. Z. d. J. N. 16, das größte Licht des Judenthums leuchtet? Du schüttelst den Kopf und stufst, aber ich kann Dir nicht helfen; es ist wirklich dem also, höre und laß dich belehren. Unter den 3094 Seelen in der Residenz, ist auch eine kleine jüdische Schaafheerde von 80 Köpfen, deren Hirt der Rabbiner Friedländer ist. Dieser große Mann, obgleich, wie sein Enkel sagt, schon 88 Jahr alt, ist das größte Licht der Judenheit, und man würde sich wirklich wundern, daß die Juden Europa's und Afrika's so undankbar sind, und bis dato ihm noch kein Monument gesetzt, wäre nicht Undankbarkeit unser Fehler von jeher gewesen, und wäre diese Erbsünde nicht sogar in der Dynastie Friedländer heimisch. Was kein Gaon, kein Rabbiner bis jetzt gewagt, das hat der Hirt Friedländer inmitten seiner Schaafheerde glänzend ausgeführt; die große Heldenthat ist ihm gelungen, am יו יום יו spazieren zu fahren und jede andere Arbeit zu verrichten. Von Jugend auf an Thätigkeit gewöhnt — denn unser Held, Rabbiner Friedländer, war früher Fleischer von Profession — hat er es nicht verschmäht, selbst in seinem

88. Jahre, wie sein Enkel sagt, ein Muster der Werkthätigkeit am  $\text{שׁוׁוׁ}$  abzugeben; er hätte nie, wie sein Enkel mir auf Ehre (?) versichert, den  $\text{שׁוׁוׁ}$  gehalten, sondern heldenmüthig entweiht. „Ich kann dem Hrn. Dr. Fürst auf Ehre versichern“, sagt sein Enkel in gedachter Beilage, „daß mein Großvater die zweiten Feiertage nie gehalten, daß er noch voriges Jahr am  $\text{כׁסׁוׁוׁ}$   $\text{שׁוׁוׁ}$  eine Reise von 6 Stunden vorgenommen, um eine Beschneidung zu vollziehen“. Ich, der Schreiber dieses, war leider so verblendet, von diesem Siege der Werkthätigkeit über den müßiggängerischen Rabbinismus Nichts zu wissen, ja es ist schrecklich, ein geborener Preuße zu sein und nicht einmal zu wissen, „daß er (Friedländer) bei einem zufälligen Besuche in Soest nicht anstand, mit dem Herrn H. (Hellwig) am  $\text{שׁוׁוׁ}$  eine Spazierfahrt nach dem zwei Stunden von Soest entfernten Berl zu machen“. Ich sage *pater peccavi*, und gebe dem trefflichen Enkel des trefflichsten Ahnherrn hier feierlichst mein Ehrenwort, daß ich von nun an von Rabbinen Alles glaube. Hr. Rabbiner Friedländer ist wahrhaft genial und die Lobrede, die sein Enkel ihm hält, ist noch genialer; ich werde mich bestreben, anstatt für ein Hospital in Jerusalem Subskribenten zu sammeln, lieber für ein Friedländer-Monument eine Steuer auszuschreiben; denn was ist ein Hospital in Jerusalem gegen eine amüsante Spazierfahrt am  $\text{שׁוׁוׁ}$ ? Mit Vergnügen unterschreibe ich den Satz des genialen Enkels: Eine solche musterhafte Konsequenz verdient wahre Anerkennung und nicht gemeine Verdächtigung; ja ich gehe noch weiter und behaupte, eine solche Konsequenz, 88 Jahr am  $\text{שׁוׁוׁ}$  spazieren zu fahren, verdient eine Krone, und zum ersten Mal in meinem Leben bedauere ich es herzlich, daß ich nur Fürst bin und keine Krone zu vergeben habe. Es war von jeher das Schicksal der Fürsten, Neuerungen und Reformationen mit Indignation zu betrachten, aber gewiß selten ist die Erscheinung vorgekommen, daß eine acht- undachtzigjährige ein solches Schicksal erfahren hätte, wie die Friedländerische; aber die beste Genugthuung, die ich geben kann, ist, daß ich mich selbst an die Spitze dieser 88jährigen Neuerung stelle und sie gegen die schlechte Presse vertheidige. Die beschränkten Orthodoxen sind der Meinung, daß nur das Fortfahren im Guten eine verdienstliche Konsequenz sei, daß z. B. wenn einer sein ganzes Leben, und wenn auch 88 Jahre, die Religion mit Füßen tritt, Feier- und Festtage entweiht, verderbliche Lehren austreut und durch eigenes Beispiel zum Abfall verleitet, daß ein Rabbiner, der das  $\text{שׁוׁוׁ}$  mit gemeinem Metzgerfenn übertritt, die Konsequenz höchstens als Hartnäckigkeit im Sündigen angesehen werden kann; aber wie gesagt, die beschränkten Orthodoxen wissen nicht, was eine Spazierfahrt am  $\text{שׁוׁוׁ}$  heißen will, was das heißt, ganz unerwartet, wenn alle orthodoxen

Konkurrenten zu Hause hocken, herumfahren u. ein Geschäft machen. An der Galizischen Grenze gab es einen Patscher, der am liebsten an  $\text{יׁוׁוׁ}$  sein Geschäft betrieb, und analoge Vortheile weiß die jüdische Heerde in Bristol zu schätzen. Wie tief habe ich es empfunden, an diesem  $\text{כׁסׁוׁוׁ}$   $\text{שׁוׁוׁ}$  z. B. bei dem schönen Wetter keine Spazierfahrt machen zu können! Der Enkel Friedländer hat Recht, daß jede Konsequenz eine Belohnung verdient und zumal eine 88jährige. Ein Dieb, der 88 Jahr stiehlt, verdient jedenfalls ein Denkmal, und wenn Schobri nur noch länger sein Geschäft betrieben, so würde er gewiß noch König von Ungarn geworden sein; es ist wirklich unverzeihlich, daß die österreichische Regierung ihn in seiner Ehrenlaufbahn gestört. Der sehr gebildete Enkel, obgleich noch erst Student, macht mit Recht noch ein Argument geltend, warum die Reformen seines Großvaters ein Monument verdienen; er versichert nämlich, daß sein Großvater schon vor 71 Jahren ein  $\text{מׁוׁוׁ}$  gewesen, und wenn er auch seit 71 Jahren so wohl das Metzgerhandwerk als das Judenthum vergessen, so verdient er doch schon als  $\text{יׁוׁוׁ}$  einige Ehre; und gern stimme ich seinem Enkel, dem Student ohne Ehre, herein bei. Die beschränkten Orthodoxen würden freilich sagen, was beweist das für einen Abtrünnigen? Eltscha ben Abuja hat gewiß auch die  $\text{מׁוׁוׁ}$  gehabt, er war sogar der Lehrer von  $\text{מׁוׁוׁ}$ , und doch ist aus ihm ein  $\text{מׁוׁוׁ}$  geworden. Allein keiner von diesen Orthodoxen weiß es zu schätzen, was das heißt, den  $\text{שׁוׁוׁ}$  zu entweihen, und das große Opfer zu bringen, von Soest nach Berl zu fahren. Ich fordere daher in allem Ernst meine Leser auf, für ein Friedländer-Monument Subskriptionen in ihren Kreisen zu eröffnen.

F.

**Köln**, 1. April. Einem amtlichen Berichte zufolge wohnen jetzt im preuß. Regierungsbezirke Köln 5045 Juden.

**E Wosen**, Mitte April.

Ja, wir sind überall gezwackt,  
Der so, der andere so geplagt,  
Der hier, und der dort angepackt.  
Rückert.

Die privilegierte schlesische Zeitung beginnt es sich zum heiligen Verufe zu machen, den alten Kram von Vorurtheil und Haße aus den Tiefen der Zeit herauszusuchen, um gewissen Leuten eine bittere Kost auf Schalen geschminkter Humanität zu reichen. Jüngst geiferte ein gallfüchtiger Korrespondent in genannter Zeitung über die hiesige jüd. Glaubensgenossenschaft in einem solchen durchsäueren Zone, der hier in den Gemüthern große Indignation erregte. Wir erkennen darin gar zu sehr die geschmeidige Toleranz unserer benachbarten Schlesier, die sich anfängt mit dem Deckmantel einer erheuchelten Philantropie zu umhüllen. Berlegend sind die Worte, die nur der Stumpfsinn und die Rohheit diktiren konnte;

es heißt nämlich: Die Juden erscheinen in jedem Lande, wo sie in solcher Menge und in solchem Zustande sind, wie hier (auf die ganze Provinz beziehend) als eine wahre Landplage. Auf alle erdenkliche Weise saugen sie das Volk aus, demoralisiren es nach allen Seiten und ertöbten den Wohlstand auf allen ihren Wegen. Verschiedene Verordnungen suchten bisher dem Uebel Einhalt zu thun, doch gibt's für den Juden kein Gesetz und keine Verordnung, die er nicht zu umgehen wüßte. Daher ist ein direktes Verbot des gemeinen Benehmens der jüdischen Kauf- und Handelsleute in Posen sehr erfreulich. Da in Posen nämlich unter 800 Handels- und Schacherjuden etwa 30 christliche Kaufleute leben, so sind alle Plätze und Messen von jüdischen Handelsleuten überfüllt. — Der liebäugelnde Korrespondent hat sich in der Statistik hiesiger jüdischer Kaufleute wahrscheinlich verrechnet; denn es sind hier höchstens 200, und auch unter diesen viele, die in das Ausland ihre Produkte führen, daher ihren christlichen Handelsgenossen keinen Schaden zufügen. Daß mehr als 200 christliche Kaufleute hier existiren, weiß ein Jeder, der nur im Mindesten mit unserm Handelsstande vertraut ist. Dem wohlwollenden Korrespondenten ist es aber nicht um die Wahrheit zu thun, sondern nur um Juden und Judenthum zu beschimpfen. Noch ist nicht verstummt das von Unduldsamkeit erfüllte Herz; während auf der einen Seite die jüdischen Geisteskräfte mit glühendem Eifer für Einheit und Harmonie der Herzen kämpfen und ringen, erhebt der alte Haß das Panier der Lüge, und sprüht Unheil und Verderben aus. Wahrlich, dem Einzelnen stehen viele Wege zum Heil offen, und wäre es auch das Grab; aber eine ganze Volksmasse läßt sich nicht begraben!

**Berlin, 4. April.** In der Preuß. Staatsz. vom 1. April wird die am 30. März zu Berlin stattgehabte Feier der Grundsteinlegung zum Gebäude einer Altersversorgungsanstalt der Berl. jüd. Gemeinde beschrieben. Der Plan dazu ward beim Tode Friedr. Wilh. III. entworfen. Das neue Gebäude wird sich in der großen Hamb. Straße Nr. 24 erheben. — Eine Deputation des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung wohnte der Feier bei. Nach einem Choralgesange begann der Gemeindevorsteher, Geh. Kommerzienrath F. W. Meyer einen Vortrag; auch der Oberbürgermeister Geh. Rath Krausnick sprach einige angemessene Worte. — Den Segen Gottes ersuchte dann Hr. Rabbinatsverwalter Dettinger für die neue Stiftung. Ein Halleluja des Sängerkhore beschloß die Feier.

**Berlin, 11. April.** Sie erlauben mir, Ihnen einmal zur Abwechslung einen ärztlichen Bericht aus unserer Gemeinde zukommen zu lassen, da er einen Gegenstand betrifft, der hier in stillen und offenen Debatten vielfach besprochen wird. Vor einigen Wochen starb der Arzt des hiesigen jüd. Krankenhauses, Dr. Fürst.

Es handelt sich nun um die Besetzung der dadurch vakant gewordenen Stelle. Obgleich dieselbe so geringe materielle Emolumente bietet, daß in diesem Betracht eine Konkurrenz selbst unter den jüngern und weniger bemittelten Ärzten nicht füglich zu erwarten ist, so knüpft sich doch an das jüdische Krankenhaus, als an ein Institut, an dem man in wissenschaftlicher und technischer Beziehung Gelegenheit zur weitem Ausbildung findet, ein Interesse, das manchem strebsamen Arzt den Wunsch einflößt, demselben zum Nutzen der Menschheit und zum Heil der Wissenschaft seine Kräfte und Talente widmen zu können. Nachdem so eben erschienenen Sanitäts-Bericht für die Provinz Brandenburg vom Jahre 1839 (erstattet vom Königlich Medicinal-Collegium, Berlin 1843. S. 138), waren im jüd. Krankenhause am Schlusse des Jahres 1838 im Bestand 29 Kranke; im Laufe des Jahres 1839 wurden aufgenommen 207, zusammen 236. Aus dieser statistischen Notiz ersieht man, daß die Anzahl der jährlich in dieser Anstalt behandelten Kranken durchschnittlich über 200 beträgt. Wenn diese Zahl in Vergleich mit größern Anstalten nur als eine unbedeutende erscheinen mag, so ist sie doch vollkommen ausreichend, um einem wissenschaftlich gebildeten, mit den neuesten Fortschritten der Medicin satfam vertrauten und auf der Höhe seiner Zeit stehenden Arzt Material genug zu bieten, an dem er die Kräfte seines Talentes zum Heile der ihm anvertrauten Patienten und zur Beförderung der Kunst erproben kann. Bei der Wahl des neuen Arztes darf daher voranstehende Rücksicht auf wissenschaftliche Befähigung des anzustellenden Kandidaten von dem Vorstande der hiesigen Gemeinde um so weniger übergangen werden, als uns die Erfahrung gelehrt, daß nicht immer die f. g. praktische Routine und alterskluge Weisheit vor Fehlern zu schützen im Stande sind. Der Vorstand, obwohl er kein rigoroses Examen über die Fähigkeiten des zu wählenden Arztes anstellen kann, besitzt doch in den bisherigen Leistungen mancher hiesigen jüdischen Ärzte einen erwünschten Maßstab, den er als Regulativ seiner Wahl wohl benutzen könnte. Jüngern Kräften wäre ein solches Amt jedenfalls eher angemessen, als vorgerückteren Praktikern, die so oft theils aus Bequemlichkeit, theils aus Ueberfluß die Wissenschaft wenig mehr kultiviren und es bei dem einmal hergebrachten praktischen Treiben bewenden lassen. Der Vorstand könnte durch eine glückliche Wahl nicht wenig zur Beförderung des Wohles der ihm anvertrauten Krankenanstalt und zur Zierde der Wissenschaft beitragen. — Ein anderes Moment, das den Vorstand bei der Besetzung der Stelle als Arzt am jüdischen Krankenhause leiten dürfte, wäre die Religion des Kandidaten. Soll der Vorstand einen christlichen oder getauften Arzt an dieser Anstalt fungiren lassen? Wir glauben dieses, nicht aus Mangel an Kosmopolitismus oder Humanität, ver-

neinen zu können. Doch, um mich hierüber deutlich auszusprechen, muß ich etwas weit ausholen. Die städtische Verwaltung in Berlin zählt zum Ressort der hiesigen Armen-Direktion auch die Armen-Kranken-Pflege. Die jährlich fast um 10,000 steigende Zahl der hiesigen Bevölkerung nöthigte unsre Armen-Direktion, eine ziemlich erhebliche Anzahl von Armen-Arzten nebst Stellvertretern in den verschiedenen Armen-Medicinal-Bezirken gegen bestimmtes Honorar zu beschäftigen. Da die Stelle eines Armenarztes als ein städtisches Amt betrachtet wird und nach der allg. preuß. Städte-Ordnung die städtischen Aemter ohne Unterschied der Religion besetzt werden können, so hätte man erwartet, daß auch jüdische Aerzte zu jenen armenärztlichen Aemtern zugelassen würden. Die Armen-Direktion hält aber den Grundsatz fest, jüdische Aerzte weder in den von ihr assortirenden ärztlichen Funktionen anzustellen, noch überhaupt deren Notirung zur künftigen Anstellung anzunehmen. Einige merkwürdige Ausnahmen, die hier in der Stadt vorgekommen und allgemein bekannt sind, muß man nicht der Humanität der Direktion, sondern dem merkwürdigen Umstande zuschreiben, daß die Namen der hier angestellten zwei jüdischen Armenärzte sehr christlich lauten und die Direktion, die aus dem Namen des Kandidaten gewöhnlich seine Religion herausdiagnostiziert, sich verleiten ließ durch den Klang des Namens (wie H. Schmidt oder Müller) zwei Aerzte einzustellen, von denen sie erst später zu ihrem Leidwesen erfuhr, daß sie trotz den christlich klingenden Namen doch Juden sind. Indessen, da ihre Nomination einmal geschehen war, konnte der Schritt nicht widerrufen werden. Doch sehen sich die Herren jetzt besser vor, und wenn ein praktischer Arzt sich bei ihnen meldet, erkundigen sie sich sofort bei der Polizei, er müßte denn Abraham, Isaak oder Jakob heißen, über die Religion des Kandidaten und wenn dieser auch den allerchristlichsten Namen z. B. Braun oder Bürger führen sollte, um nicht wieder in jenes fatale Quid pro quo zu verfallen. Bei diesen geschärften Maaßregeln der Grenzsperrre wird es in der Zukunft schwerlich noch einem jüdischen Arzt gelingen, in das Gebiet der ihm verschlossenen armenärztlichen Praxis der hiesigen Residenz einzudringen. Ob die jüdischen Aerzte aber kein Recht haben, bei der Armen-Direktion auf Abschaffung dieser gehässigen Maaßregel anzutragen und im Falle diese es abschlägt, die Petition an die hohe Regierung zu richten, steht noch dahin. Der Grund übrigens, den die Armen-Direktion bei diesen ihren milden und humanen Grundsätzen leitet, ist, abgesehen von Antipathien und Idiosyncrasieen, denen selbst ein Guklow, freilich auch Berliner, nicht widerstehen kann, ein höchst origineller. Auf privates Anfragen haben einige Mitglieder der Direktion als Grund ihres Verfahrens hierbei angegeben, daß der jüdische Arzt den christlichen Kranken bei seinen Leiden und in der Todesstunde nicht den

religiösen Trost zu spenden vermag, wie der christliche Arzt. Nun wird zwar auf Universitäten, wo christliche und jüdische Mediciner zusammen studiren, über Euthanasie gewöhnlich sehr wenig, und über jenen homiletischen Theil derselben gar nicht vorgetragen, denn man setzt es bei jedem nicht bloß studirten, sondern überhaupt nur irgendwie gebildeten Mann voraus, daß er so viel Mitgefühl mit den Leiden seines Nebenmenschen besitzen wird, um ihm, wenn er krank oder auf dem Todtenbette liegt, den nöthigen Trost ohne Bezug auf Religion und Dogma zu ertheilen. Indessen die Armen-Direktion will zu beweisen suchen, daß die Basis ihres Verfahrens auch das Princip des christlichen Staates bildet und damit müssen wir uns vorläufig zufrieden geben.

Indem wir nach dieser Digression zu unserm heutigen Hauptthema vom jüd. Krankenhause zurückkommen, können wir es dem Vorstande der hiesigen Gemeinde durchaus nicht verargen, wenn auch er bei der Besetzung der Stelle als Arzt bei dieser Anstalt das religiöse Moment berücksichtigt wissen will und wäre es nur, um der Armen-Direktion gegenüber konsequent zu bleiben. Wenn man aber hierbei erwägt, daß für die hiesigen jüdischen Aerzte außer dieser kleinen Krankenanstalt weiter kein Amt existirt, so wird man doch dem Vorstande gewiß nicht zumuthen wollen, daß er auch dieses kleine Feld, auf dem sich ärztliche Kräfte bewegen können, durch Herüberziehung von christlichen oder neophytisirten Aerzten noch mehr beschränken soll. Man sollte vielmehr vom Vorstande erwarten, daß er bei der Armen-Direktion sich dafür verwenden sollte, um auch jüdische Aerzte zu den Funktionen der Armenärzte in den hiesigen Medicinal-Bezirken zuzulassen, da in den letztern sehr oft jüdische Familien wohnen, denen mit demselben Rechte ein jüdischer Arzt, um ihnen Trost beim Leiden zuzusprechen, zugesandt werden sollte, mit welchem die Armen-Direktion ihr Verfahren, wie oben angedeutet, zu beschönigen sucht. Dr. B.

**Labs,** 15. April. Ich übersende Ihnen hier einen Artikel aus dem Stargarder Wochenblatte, um dessen Aufnahme ich Sie bitte. Er lautet: Es ist immer ein erfreuliches Ereigniß für uns, auch die jüd. Bewohner Pommerns fortschreiten zu sehen. Wer vor 30 Jahren mit den Israeliten zusammen kam und mit ihnen in nähere Berührung trat, der erkennt sie nicht wieder, wenn er nicht auf die allmälige Entwicklung sein Augenmerk richtete. So bauten die jüdischen Bewohner unserer Stadt, nicht viel an Zahl und nicht reich an Geld, eine Synagoge, die wohl in unserer Provinz, wenn auch größer, doch nicht schöner zu finden ist. Am 30. März fand die Einweihung derselben statt, zu welcher der Dr. Frankel, Rabbiner in M. Friedland, geholt, und der Magistrat und eine große Anzahl hiesiger Bürger und umliegender Gutsbesitzer, geladen waren. Der Doktor, selbst ein geborner Pommer, hielt eine Abschiedsrede in

der alten Synagoge über Prediger 1, 4 und über das Thema: „der Abschied von der Synagoge gleicht dem Abschiede vom Leben,“ und eine Einweihungsrede in der neuen Synagoge über Hagai 2, 9. und über das Thema: „welche Vorzüge hat das neue vor dem alten Gottes- hause,“ und schloß mit einem sehr innigen Gebete für König, Vaterland und alle Bürger Preußens, in welchem Gebete, wie überhaupt in den beiden Reden, er, als streng gläubiger Israelit, viel Humanität und Liebe zum Vaterlande entwickelte. Die Ceremonien und hebräischen Gebete beim Einzuge in die neue Synagoge, waren und blieben für uns unverständlich, so würdig und bedeutungsvoll auch Alles stattfand. Wir gingen gerührt und erbaut davon, mit dem Wunsche, daß die Israeliten unserer Stadt wie die unserer Provinz noch ferner fort- schreiten und recht wackere Bürger werden mögen.

E. F. S. Schnell.

**Aus Westfranken** (in Baiern), 29. März. (Verspätet.) Die erste Nachricht, die ich Ihnen von hier aus mittheile, ist mindestens keine unerfreuliche, wenn auch durch ein trauriges Ereigniß veranlaßt. Der Sammeruf der Unglücklichen in Smyrna, der in allen Blättern ertönte, veranlaßte den Distriktsrabbiner Dr. Adler in Kissingen sich an die kön. Kreisregierung mit der Bitte zu wenden, die Erlaubniß zu einer Kollekte zu gestatten. Unsere humane Regierung wendete sich an Se. Majestät, und Allerhöchstdieselben gestatteten eine solche für unseren Kreis. Sie wurde durch die kön. Landgerichte vorgenommen und der Ertrag an die kön. Regierungs-Expedition eingesendet. Er belief sich im Ganzen auf 359 fl. 15 kr. Diese sind von der kön. Regierung an den obengenannten Distriktsrabbiner mit dem Auftrage übermacht worden, das Geld, seinem Vorschlage gemäß, durch Hrn. Rabbiner Kohn in Hohen- ems nach Smyrna zu befördern \*).

## D e s t e r r e i c h.

**Wrag**, 3. April. Eine verhängnißschwangere Wetter- wolke, die an unserem religiösen Horizonte aufstieg, ist nun nach einigen harmlosen Donnerschlägen und unschädlichen Blitzen glücklich über unserm Haupte hinweggezogen. Es ist die „Erbfen- und Reisfrage“, die durch einen Anonymus vor- zes Jahr in der Broschüre *אשרי חמין* und zwar erfolglos an- geregt wurde, und nun in einer andern Gestalt auftauchend wie- der durchzubringen versuchte. Damals wollte die Reformpartei zugleich dadurch H. Rapaport auf den Zahn fühlen und ihm end- lich die Parole abzwängen, ob er ihr oder der konservativen angehören wolle. Bis dahin hatte sich H. R. weder für die Orthodoxie noch für die Neologie ausgesprochen gehabt, oder

vielmehr beiden zu genügen gestrebt. Er hielt regelmäßig seinen Gottesdienst in der Altneusynagoge, besuchte biswei- len aber auch den Tempel, wodurch alle Richtungen irre an ihm wurden. Man staunte nicht wenig, den freisinnigen Forscher, den Freund Jung's, den einstigen Mitarbeiter der freilich nun halb desavouirten Geiger'schen radikalen Zeitschrift, sich den kleinsten und lächerlichsten Ceremonien der Hyperorthodoxen, zum Exempel den Malkutschlägen am *ערב יום כפור* unter- ziehen zu sehen, was hier die berühmtesten Ultrarabbinen nie gethan. Und doch war ihm ein Ruf vorangegangen, wie so- bald keinem Rabbinen. Er wurde wie ein Messias erwartet, schon sah man im Geiste alle Gebrechen geheilt, alle Uebel gehoben, unsere Anstalten, unsern Kultus, ja auch unsere bür- gerlichen Angelegenheiten glaubte man gehen nun einem Um- schwungsmomente entgegen. H. Rapaport kam herein. Er wurde mit Jubel empfangen, in seiner Antrittsberascha versprach er eine rastlose Wirksamkeit. Wurde diese auch An- fangs nicht sichtbar, so dachte man R. wüßte vorerst sein Terrain kennen zu lernen, die Verhältnisse vorher zu sondiren. Aber Wochen vergingen, es vergingen Monde, Ein Jahr hatte bereits seinen Kreislauf vollendet, wir waren stehen geblieben, und nichts, gar nichts hatte sich in unsern Zustän- den geändert. Der Unmuth erwachte, man war nun des Systems der Unthätigkeit und bloßen Observation, dem R. zusehends huldigte, endlich müde. Doch vielleicht wollte er bloß den ersten Schritt nicht thun, wünschte er früher ein Entgegenkommen von Seiten der Privaten, wartete er bis die Gemeinde die Initiative ergreife. Auch dies sollte ge- schehen als die letzte Probe. Er sollte genöthigt werden die Neutralität aufzugeben, und sich entweder pro oder contra zu erklären. Die Erbfenfrage sollte ihn an den Scheideweg stellen, wo er sich endlich für die eine oder die andere Bahn aussprechen muß, es sollte das Schibolet sein, woran man ihn als Freund oder Feind erkennen sollte. Bekanntlich ent- schied sich H. Rapaport, mit Savigny, unserer Zeit das Recht zur Gesetzgebung absprechend, für die Nichtaufhebung des Verbots. Nun war das Loos gefallen, die Reformen wuß- ten nun, daß sie bei ihren Bestrebungen auf den Beistand des geistlichen Oberhauptes nimmer rechnen könnten, sie standen nun wieder isolirt auf ihre eigene Kraft verwiesen. Ihr Angriffsplan hat sich seitdem geändert, sie suchen die umzu- bildenden religiösen Gegenstände ihrem eigentlichen Gebiete zu entrücken, sie in die bürgerliche Sphäre hineinzuziehen, und so einer andern Jurisdiktion zu überantworten. So sind mit gänzlicher Umgehung der religiösen Behörde, die Trauungen unter freiem Himmel vom H. Gemeindevorsteher Landau un- tersagt, und in den Synagogen vorzunehmen angeordnet worden. Eben so ist dieses Jahr v. H. Landau gestattet worden, sich zum Verfertigen der Magot in den dazu be- stimmten Backhäusern der Frauenzimmer zu bedienen, ohne daß vorher mit den Appellanten (wie die Religionsvorsteher heißen) die geringste Rücksprache darüber genommen worden wäre, ungeachtet das Ganze hier eine Neuerung ist, und von

\*) Die Redaktion erlaubt sich noch die Anfrage, ob das Geld wirklich nun an den Ort seiner Bestimmung abgegan- gen, da, wie der Körr. weiß, in Nr. 13 Zweifel dagegen er- hoben wurden. Red.

H. Landau selbst, als voriges Jahr einer der Appellanten ein separates Votum dafür abgab, verboten wurde. Bei dem Mem. gab man vor, sei bios das polizeiliche Element vorwiegend, und es unterliege daher nur dem weltlichen Gerichte. Das konnte man nun freilich in der Hülsenfrüchtelefrage nicht sagen, diese, sah jeder ein, sei rein religiöser Natur, und es käme nur den Appellanten zu, darüber zu entscheiden. Aber auch da sollte ein moralischer Zwang auf sie ausgeübt werden, ihre Kasuistik sollte in Konflikt gebracht werden mit dem armen Theil der Gemeinde, mit der öffentlichen Meinung, ja mit ihrem eigenen Herzen, dem doch die Linderung der Noth bei den mittellosen Klassen nicht gleichgültig sein kann und darf. Bei der heurigen Mißhändte, wo die Erdäpfel, die gewöhnliche Pflanzspeise des armen Mannes, nicht gediehen und hoch im Preise stehen, auch die übrigen Lebensmittel sehr vertheuert sind, den Armen noch den Genuß der Hülsenfrüchte zu versagen, schien allerdings eine bedenkliche Sache. Und diese Kalamität betrachteten die Ummodler als eine zu günstige Gelegenheit für ihre Pläne, um sie nicht auszubenten. *Fronte capillata est, a tergo occasio calva.* Einer unserer Reichen ließ nun noch an das Religionstriumvirat eine Botschaft des Inhalts ergehen, daß er diesen Pflanz 60 Zentner Reis unter den hiesigen jüdischen Armen zu vertheilen gesonnen sei, so solcher ihnen zu essen erlaubt würde. Dieses Anerbieten setzte unsern Oberjuristen (Appellanten) nicht wenig in Verlegenheit, und sie traten zu einer Konferenz deshalb zusammen. Nach mehren Debatten, in denen merkwürdig genug gerade H. Freund sich zu Koncessionen, obwohl unter schwierigen Bedingungen und unzähligen Verkaufsklirungen, herbei lassen wollte, H. Leweles hingegen aufs Entschiedenste protestirte und H. Rapaport, der Anfangs zu schwanken schien, aber von den Orthodoxen bearbeitet, sich zuletzt der Negation zuneigte, ging endlich das Ergebnis hervor, daß die Reisbill verworfen wurde. Die Anti-legumeslaw-league ließ noch ihren letzten Schreckschuß abfeuern. Das Appellanten-Kollegium, mit Ausnahme des unverbesserlichen Leweles, ward vom Vorsteher Landau, im Beisein jenes Reform-Almoseniens vor sein Forum geladen. Als beide Rabbiner aber auf ihrer Weigerung beharrten, sah die Opposition nach einem kurzen Wort-Kleingewehrfeuer sich bemüßigt, wieder unverrichteter Sache abzuziehen. Eine scharfe Ladung der beißendsten Satyren und äßendsten Sarkasmen sandte H. Dr. Sachs in seiner Predigt *הנהיג* der Liga noch nach. So endete der zweite Versuch eines Reis-Effendi, sich in unsere innern Angelegenheiten zu mischen. Die öffentliche Meinung hat dem Ausgange der Sache ihren Beifall gegeben, es freuet sie schon darum, daß das Bet-din wieder einmal charakterfest und konsequent aufgetreten, und die Anmaßung der Plutokratie, sich auf dem religiösen Gebiete geltend zu machen, gebührend zurückgewiesen hat.

Eine Episode, die sich aber in diesem Reis-Drama zuge tragen hat, ist zu interessant, um ganz übergangen zu werden. Der Bote nämlich, der die Aufhebung des Hülsenfrüchte-

Verbots bei den Appellanten beantragen oder erwirken sollte, gehört zu den *Diis minorum gentium*, es ist einer von den subalternen Rabbinen, die zufolge einer frommen Stiftung, für das Seelenheil des Regators täglich eine Stunde Talmud lernen. Als nun dieser Gesellschaft das Betragen ihres Kollegen zu Ohren kam, wurden alle über seine Willfährigkeit, solchen Zwecken zu dienen, so entrüstet, daß sie ihn in den heftigsten Ausdrücken mit Vorwürfen überhäuften, mit Scheltworten um sich warfen und, *horribile dictu*, sogar exkommunicirten. Worin bestand aber diese Exkommunikation, höre ich fragen, da der alte Bannstrahl seiner Blindkraft nun beraubt ist? Ja! der Fanatismus ist erfinderisch, er kennt die schwache Seite der Menschen, er weiß, wo ihnen am Leichtesten beizukommen ist. Die Mitglieder jenes Stiftungsfondes sammeln wöchentlich unter sich kleine Beiträge, um nach Beendigung eines Talmudtrakts, sich für ihre Mühe und Arbeit mit einem Schlußgastmahl, dem *soi-disant Sium*, zu regaliren. Von diesem Abendmahle wurde der Kezer nun ausgeschlossen und ihm seine zu diesem Behuf geleisteten Beiträge zurückgestellt. Die Seligkeit des Siumschmauses wurde ihm abgesprochen, er sollte keinen Antheil haben weder an der süßen Lortz noch an dem gesalzenen Braten, ihm sollte die würzige Suppe nicht duften, seine Sehnsucht nach sauern Fischen sollte unbefriedigt bleiben, alle Tantalusqualen sollte er fühlen, bis sein lechzender Gaumen in Reue zerknirscht, bis sein entbehrender Magen in Demuth ergeben, Buße thun und wehmüthig eingestehen sollte, „die Reisfrage sei ein von Satan heraufbeschworenes Ungethüm“. Dieser gräßliche Bannfluch, ein solches fürchterliches Anathema konnte seine Wirkung nicht verfehlen. Bald kehrte das verwirrte Schaaf zur Heerde zurück, gestand seinen Mißgriff, und seine innige Reue, der Bann wurde gelöst, und der in den Bund neu aufgenommene Büßende hatte wieder Anspruch auf die leckern Tafelfreuden. Dies konnte jedoch nicht verhindern, daß sich der Volkswitz seiner bemächtigte, und ihn mit einem kaustischen Sobriquet beehrte.

*Αμφορίζος.*

## Bibliographie

von M. Sider in Berlin.

E. P. Caspari, d. Prophet Obadja ausgelegt von, Leipz. Bayer, 1842. 8. (VIII. u. 145 S.) [als 1. Theil des exeg. Handb. von Delitzsch u. dem Verf.]

Drei Psalmen, erkl. v. Joh. Bugenhagen, verdeutscht durch Martin Bucar 1525, wieder herausg. mit Luthers Vorrede von Gust. Ritter, Nördlingen, Beck, 1842. 8.

Umbreit. Prakt. Comment. üb. d. Proph. zc. 2. Bb. Jeremia. Hamb. Prothes, 1842. 8. (XXXVIII. u. 296 S.)

Danz, Universal-Wörterb. der theol. u. religionsgesch. Lit. Leipz. Fests. 1842. gr. 4.

Zeitel's, Ign., Kritische Bemerkungen über die Abhandl. des Prof. Rosas: „die Quelle des ärztlichen Mißbehagens u. s. w.“ Wien, Mayer, 1842, 8. [Der allzu humane Rec. in Niedermanns, deutscher Monatschr. 1843, S. 90. meint, daß „gewiß für alle ruhig und unbefangene Denkende das Unhaltbare jener Behauptung des Prof. Rosas viel zu sehr in die Augen springt, als daß eine Entgegnung in Form einer eigenen Schrift Bedürfnis werden konnte.“ Dagegen muß bemerkt werden: Sowohl diese Schrift als die des Pred. Dr. Mannheimer und des Dr. Payne (die weniger bekannt als vortrefflich ist) sind nur besondere Abdrücke von Beilagen zur öster. medic. Zeitschr., die den Aufsatz des Prof. Rosas, und seine Erwiderung gegen Mannheimer enthielt. Daß man aber in Rücksicht auf Juden auch in Norddeutschland nichts weniger als „ruhig und unbefangene denke“, haben wir ja bald nach dem Angriff des Prof. Rosas an einem gleichen erfahren. — Möchten nur erst die Meisten so denken und schreiben, wie genannter Rec. und der Red. dieser Zeitschr., welcher eine „Politische u. commerciale Uebersicht“ (a. a. D. S. 79) mit den Worten beschließt: „Auch eine Schuld übernimmt das Jahr 1843 von seinen Vorgängern. Noch immer haben unsre christlichen Staaten gegen ihre jüdischen Angehörigen keine Gerechtigkeit geübt!“]

Haevernik (Dr. H. Prof.), Symbolae ad defendendam authentiam vaticinii Jesariae Cap. XIII—XIV, 23. Comment. I. 8 maj. Königsbr., Gebr. Vorträger 1842.

Stichel's Hiob ist günstig recensirt von Ed. Neuf in der N. L. Z. 1842, Nr. 210.

Gesenius letzte schriftstellerische Arbeit ist eine unvollendete Beurtheilung der Zeitschr. f. d. N. d. Morgenlandes Bd. 4. S. 2. [in der N. L. Z. Nr. 220 f. namentlich des das. befürchteten Aufsatzes „Ueber das Phönizische u. s. w.“ v. Ewald. Eine Nachschrift der Red. [Nr. 222.] spricht sich über das Verhalten beider Gelehrten zu einander aus. Gewiß muß jeder Unbefangene Ewald's Verfahren höchlichst mißbilligen, wenn er auch dessen wissenschaftliche Ansichten theilen sollte. — Ueber Phönizische Studien haben wir bereits früher eine bibliogr. Notiz gegeben.

Der Rec. von Dingelstädt's Ueber eines kosmopolitischen Nachtwächters (Konrad Schwenk) in der N. L. Z. Nr. 227. bemerkt: „Gegen die Juden ist er nicht gut gestimmt, weshalb er auch über Rothschild spottet und anrath, die Juden wieder in die Judengasse zu sperren, weil sie sonst die Christen einst in ein Christenviertel sperren würden (!). Kosmopolitisch, freisinnig, human lautet dieses gerade nicht, aber es paßt zu den neuen Freiheitskreuzzug, da er den alten Kreuzzügen doch in etwas gleichen muß. Freilich waren die Leute damals etwas eifriger und verbrannten die Juden, das aber rath der mildere, cultivirtere Nachtwächter gar nicht an, sondern will sie nur gelind in dem Fegeseuer der Verachtung und Schmach schmoren lassen, was Ref. vielleicht auch billig finden würde, wenn er so viel neusyrisches Feuer besäße, um sich zum Völker- und Religionshaß aufschwingen zu können. —“ Mit welcher Wegwerfung Dingelstädt (W. W. Wiener Briefe in der N. L.) von dem „Judenbuche“ (die Juden in Oesterreich) gesprochen, ist bekannt. Er ist seinem Versprechen, darauf zurückzukommen, bis jetzt noch nicht nachgekommen. Die Ursache liegt offen. Von der Gesinnung

dieses Literaten mag folgende wahre Anekdote diejenigen belehren, die auf solche Stimmen achten. Ein bekannter jüd. Literat in Wien fragte Hr. D., wie seine „Wiener Briefe“ zu den „Jedern“ stimmten? Ich schreibe nur hier so, zwar die Antwort, wenn ich einmal wieder im Zustande bin, werde ich mich schon restauriren!“ —

In Landenberg an der Warthe ließ sich Bscholke (s. dessen „Selbstschau“) durch einige junge, gelehrte Israeliten in das eigenthümliche Leben jüdischer Haushaltungen, in den Mosaismus und Talmudismus einweihen. — Wenn sein „Sonathan Frock“ nach dem Leben und den Ansichten dieser „jungen, gelehrten Israeliten“ geschildert ist; so haben wir ein interessantes Dokument, an dem man den Unterschied von 1788 und 1843 studiren kann.

## Personalchronik und Miscellen.

Heidelberg, 17. März. Gestern wurde in Mannheim ein Haus gestohlen. Die Sache ist noch etwas dunkel, verhält sich aber im Umriss folgender Maassen: Gestern Abend wurde unweit des jüd. Friedhofs daselbst von 10 bis gegen 12 Uhr ein der jüd. Gemeinde gehörendes Haus, das in verfloßener Woche für 1500 fl. versteigert worden, abgebrochen und im Material weggefahren, so daß nur der Platz mit Schutt des Morgens zu sehen war. Mehrere Hundert Personen sollen beim Abbruch beschäftigt gewesen und ein Mann sogar bei dem Einsturz des Hauses geblieben sein. — Die eingeleitete Untersuchung wird das Faktum näher beleuchten. (Han. Z.)

Herr Ant. Berlin, ein in Holland lebender Jude, als Komponist ausgezeichnet, hat kürzlich eine Oper „die Bergknappen“ und ein Oratorium komponirt. Der König v. Holland hat ihm den niederl. Löwenorden verliehen. (Aus dem Hamb. Corresp.)

Für die ungarischen Juden dürfte es von großem Vortheile sein, daß sich jetzt die öffentliche Meinung in Ungarn entschieden gegen das Fortbestehen der Zünfte ausspricht. — In Frankfurt a. M. ist es leider noch lange nicht so weit, wie ein neueres Beispiel. (in der Rhein. Zeit. vom 24. März) lehrt.

Am 18. März veranstalteten mehrere gebildete junge Israeliten zu Preshburg einen Ball, auf welchem 300 fl. W. zum Besten der Preshburger Kleinkinderbewahranstalt gesammelt wurden.

Nach dem Staatskalender für 1843 wohnen jetzt in Meltenburg-Schwerin 3264 Juden.

Im Tsehoer Wochenblatt vom 31. März spricht ein Rendsburger die Ansicht aus, daß es besser gewesen wäre, der in Hamburg verstorbene Isaal Hartwig hätte statt der Synagoge in R. die Schule daselbst bedacht.